Zeitschrift: Schwyzerlüt : Zytschrift für üsi schwyzerische Mundarte
Band: 26 (1964)
Heft: 2

Artikel: Wie eine Seeländer-Ballade entstand
Autor: Zulliger, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-190745

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wie eine Seeländer-Ballade entstand

Als ich noch ein zwölfjähriger Knabe war, hatte mich eine tiefe Leidenschaft für das Rutenfischen erfasst. Sie war nicht von ungefähr gekommen. Einen Teil meiner früheren Lebensjahre hatte ich nämlich in Orpund verbracht. Dort, wo der Waldweg vom Bischofskännel her in die Ueberlandstrasse mündet, stand damals das Haus der Familie Ernst Kuhn. Sie betrieb neben einer kleinen Landwirtschaft eine Uhrmacherstube, und die Leute waren mit meinen Eltern befreundet. Mein Vater arbeitete in der «Omega» in Biel, die Mutter in der Diamanenschleiferei Fuchs und Monney, und sie gaben mich bei Kuhns zur Pflege. Sie waren so lieb zu mir, dass ich mich ihnen in aller Herzlichkeit anschloss. Besonders der Frau Kuhn und dem Grossvater war ich zugetan. Dieser, wenn gerade wieder einmal eine Uhrmacherkrise im Lande war, suchte regelmässig den «Kanal» auf, um zu fischen, und ich durfte immer mitgehen. Da sassen wir unter einem schattigen Weidenbusch am Ufer und sahen sill in die Tiefe, wo die Barsche in Scharen lagen und über ihnen die Häsel und Plägglein spielten; ab und zu zogen wir einen der Fische heraus, und meist kehrten wir mit reichlicher Beute heim.

Später ging ich dann allein fischen und suchte die ganze Gegend nach günstigen Plätzchen ab. Ich entdeckte besonders in der Nähe von Meienried zwei solche Stellen: dort, wo die Arme der «Alten Aare» in den Nidau-Büren-Kanal mündeten, wimmelte es von Barschen, meist grossen Stücken. War ich frühmorgens dort, hatte ich bis Mitte vormittags meist schon zwei Weidengäbelchen voller Fische. Eines davon verkaufte ich jeweilen an städtische «Sportfischer», die in der «Pinte» zu Meienried sassen und jassten – und nichts gefangen hatten. So gewann ich ein ansehnliches Taschengeld. Das andere brachte ich

heim, und meine Mutter bereichere damit den kärglichen Mittagstisch.
Einmal nun, es war am bürenwärts mündenden Einlauf der Alten Aare, biss ein besonders grosser, starker und wilder Barsch an, und ich hatte meine liebe Not, ihn an Land zu bringen, musste aufpassen, dass er mir nicht das «Rosshaar» und die Angel abriss. Immer dann, wenn es mir gelang, ihn in die Ufernähe zu zerren, schoss er mit einem harten Schlage wieder los und suchte sich in die Flussmitte zu retten. Da stand plötzlich ein Mann neben mir. «Wart, Büebli!» sprach er. «Gib Schnur nach!» und ich sah, dass er ein kleines Fangnetz in den Händen hatte. «Jetzt zieh wieder langsam an!» Er tauchte das Netzlein ins Wasser, und wir brachten das unterarmlange Prachtstück glücklich in Griffnähe. Der Mann brach ihm das Genick. Wir kamen ins Plaudern. Es stellte sich heraus, dass er der Lehrer von Meienried war und Lienhardt hiess. Und auch er ging oft fischen. Wir trafen uns häufig, befreundeten uns, und ich durfte ihn auch in seiner «Gesamtschule» besuchen. Er unterrichtete zwölf Kinder. Ich bewunderte ihn, wie geschickt er die Zeit einzuteilen wusste, wie spannend er erzählte und lehrte, wie die Schüler mit ihren Augen an seiner Gestalt hingen – und schon damals regte sich in mir der Wunsch, einst auch Lehrer zu werden und es ihm nachzutun.
Wenn wir zusammen beim Fischen sassen, berichtete er mir von vergangenen Zeiten. Er besann sich noch an die Juragewässerkorrektion und an die Schrecken der Wassernöte, die das Dorf Meienried heimgesucht hatten. Handlich und lebhaft schilderte er mir, wie die Dörfler manchmal auf die Strohdächer klettern mussten, um das nackte Leben zu retten, wenn die Aare plötzlich in einer drei, vier Meter hohen Sturzwelle daherbrauste, alles überschwemmte und die Gegend einem grossen See glich, aus dem die Tannenspitzen und die Dächer wie Inseln herausragten.

Einmal erzählte er mir auch von der Gefährlichkeit der Sümpfe an der alten Aare zwischen Aarberg und Büren. Wenn jemand hinein gerate, könne er sich nicht retten. Der Schlamm wirke wie ein Sog, und wer ihn betrete, dessen Leben sei verloren. Selbst seine Leiche finde man eine Zeitlang nicht mehr. Komme im Frühsommer, wenn droben in den Bergen der Schnee und die Gletscher schmölzen, das Wasser gross, dann geschehe es manchmal, dass die Sümpfe einen Versunkenen wieder hergäben und er nach Büren hinunter geschwemmt werde.

«Es geht das Gerücht – wie viel davon Wirklichkeit ist, weiss ich nicht – dass damals, es war im Jahr 1798, als die Franzosen unsere Heimat überfielen, ein Bub in deinem Alter im Studengrien fischte. Ihm war elend. Sein Vater, ein Seeländer, war im Kampfe bei Jens gefallen, und der Mutter, die ein kleines Heimwesen in der Ebene besass, hatte der Feind alles Vieh geraubt. Die Familie war bettelarm geworden.

Wie der Bub, es war gegen den Abend hin und Nebelschwaden entstiegen dem Sumpf und hingen im Gestrüpp, so da sass und traurig und erbittert über sein und seiner Lieben und auch um des Vaterlandes Unglück nachsann, kam plötzlich eine Abteilung französischer Soldaten daher. Sie rissen dem Knaben roh die Rute aus den Händen und warfen sie in den Fluss. Er solle sie nach Büren führen, befahlen sie ihm. Ungeheure Erbitterung erfüllte sein Herz, Hass und Rachedurst. Und in sinkender Nacht, die nur von brennenden Bauernhäusern in der Ferne beleuchtet war, führte er die Patrouille in einen der Sümpfe statt nach Büren. Sie kam, wie er selber, elendiglich zugrunde. Später wurden die Leichen hervorgeschwemmt, zehn Mann und auch der Knabe. Es hatte sich nur ein einziger retten können, und der hat dann erzählt, was geschehen war. In Büren hatte man die Leichen aus dem Wasser gezogen und in einem Massengrab im Friedhof beerdigt.»

Diese Geschichte vergass ich nie. Meine Familie zog später nach Biel, ich besuchte das dortige Progymnasium und nachher das Staatsseminar Hofwil-Bern.

Oft aber, während meiner Ferien, suchte ich die Gegend an der alten Aare wieder auf. Ich wusste, dass dort seltene Pflanzen gediehen, die man sonst nirgendwo fand. Ihnen ging ich nach, aber nicht, um sie zu sammeln, ich wollte sie nur sehen. Denn ich hatte mir in den Kopf gesetzt, später weiter zu studieren und eine botanische Arbeit über die Pfanzenwelt an der alten Aare zu verfassen.

Es kam das Jahr 1912, man gab mir das Lehrerpatent, und ich wurde als knapp Neunzehnjähriger an die Schule in Ittigen gewählt. Kaum war ich dort ein wenig angewurzelt, brach der Erste Weltkrieg aus, ich musste als Soldat an die Grenze, und nachher lagen die Dinge so, dass ich den Plan zu einem Weiterstudium aufgab; ich beschloss, mich als Volksschullehrer zu bescheiden.

Aber Jahrzehntelang bohrte in mir die Sehnsucht nach dem Seeland. Ich konnte es nie vergessen, und noch heute, da ich ein alter Mann geworden bin, zieht es mich immer wieder zu sich. Andere Seeländer, denke ich, werden es auch so haben. Die Magie dieser Landschaft bezaubert den lebenlang, der darin seine Kindheit verbracht hat. Jedes Jahr mindestens einmal suche ich sie auf, obwohl sich inzwischen mancherlei geändert hat. Die alte Aare ist zum schmalen Rinnsal geworden, und viele Sümpfe sind ausgetrocknet. Das Land bis nahe ans Ufer ist teilweise urbarisiert worden. Manch eines der kleinen Häuser ist vom Erdboden verschwunden, und Strohdächer gibt es keine mehr wie einst in meiner Knabenzeit. Aber immer noch finden sich an abgelegenen Stellen seltsame Pflanzen: Orchideen und insektenfressende Kräuter, glühendrote Heckenrosen, himmelblaue, tiefblaue und gelbe Schwert-Lilien,

zarte weisse und fleischfarbene Seerosen erfreuen das Auge.

Auf einem meiner Gänge, es war Mitte der Zwanzigerjahre, kam ich zu der Stelle, wo ich einst als Knabe mit Hilfe Herrn Lienhardts den grossen Barsch aus dem Wasser gezogen. Es war an einem Abend, dünne, bläuliche Nebelschwaden erhoben sich über Wiesen und Aeckern und fern senkte sich die Sonne. Ich setzte mich auf die Kalksteine am Ufer, und tausend Erinnerungen gingen mir durch den Sinn. Alles wurde mir so seltsam gegenwärtig, als hätte ich es eben erlebt. Der greise Lehrer Lienhardt sass neben mir – so war mir – und in seiner eindringlichen Art erzählte er mir die alten Geschichten, ich lauschte ergriffen, bezaubert, beglückt.
Und eine davon gestaltete sich zu Versen, die vom Seeländerbuben, der die Landesfeinde ins Verderben führte und dabei sein eigenes Leben opferte. Ich zog mein Notizbuch hervor und schrieb auf:

Sibezähhundertachtenünzgi

Am Jäisbärg obe brönnt es Purehus.
E Schar Franzose chunnt dür ds Moos z'dürus.

Es Buebli geit voraa u zeigt der Wäg.
Dür Glungge, Dräck u Gstrüel u Wydegheeg.

«Wo Büre?» – «Dert! 's geit alls der Aare no!» –
Sie sy i ds Bodelosen yne cho.

«Du füehrsch is lätz – mir schlö der Chopf der y!» –
«Nei!» lachet ds Buebli. «Büre hei mer gly!»

Stockfeischter Nacht. – «Wo bisch?» –
Es gruchset hohl.
Im Schilf inn tönt es lysli: «Mier isch wohl!»

«Wo bisch?» – Kei Wort. Der Bode tuet sech uuf.
Zäh Manne machen ihre letschte Schnuuf.

Zäh Mannen und es Buebli aarenab.
Si lige z'Büren all im glyche Grab.

Hans Zulliger

Der Hans Zulliger het eine vo syne interessante Vorträg
(im Wymonet 1963 im grosse Saal vom
düütsche Museum z Münche)